

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Von 1906 bis 1926 in der deutschen Südwest-Ecke

Gugelmeier, Erwin

Karlsruhe, [ca.1939]

Ruhige Jahre

[urn:nbn:de:bsz:31-324231](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-324231)

Ruhige Jahre.

Als man in Lörrach 1906 einen Bürgermeister führen wollte, schrieb man den Posten zunächst aus. Es meldeten sich viele. Aber wenn die eine Partei einen Kandidaten auf den Schild hob, lehnten ihn die anderen, beinahe aus Grundsatz, ab. So war man nach Monaten so weit, daß zwar mancher vorgeschlagen, aber keiner gewählt war. Durch einen Beamten bei der Regierung, der mich kannte, kam man dann an mich heran. Es wurde eine aus den Parteien gewählte Kommission beauftragt, mit mir zu verhandeln. An einem Sonntag im Sommer 1906 trafen wir uns im „Martinstor“ in Freiburg. Nach zweistündigem Frühschoppen mit einem süßigen „Markgräfler“ war es soweit.

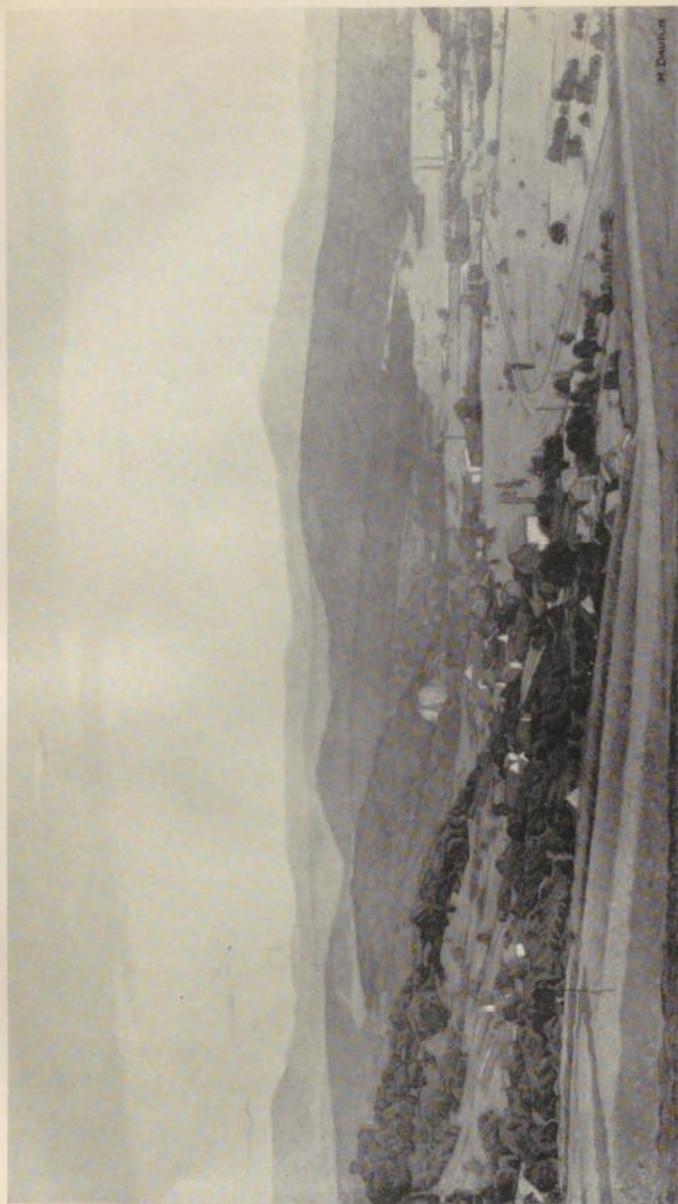
Ich empfand diese Berufung nicht nur als Aufforderung zur Annahme eines wichtigen Amtes, sondern als einen Ruf der Heimat. Zwar bin ich nicht im Oberland, sondern (am 15. Januar 1879) in Bühl geboren. Auch hatte mich mein Vater, der als Postmeister vielfach an Plätzen verwendet wurde, wo irgendwelche Schwierigkeiten entstanden und zu ordnen waren, und der deshalb häufig versetzt wurde, aus diesem Grunde verschiedene Schulen im Unterland besuchen lassen (in Wertheim, Mosbach, Weinheim und Karlsruhe). Nach meiner Universitätszeit (in Heidelberg und Berlin)

war ich als Referendar und, seit 1905, als Assessor an den verschiedensten Stellen im Lande beschäftigt. Aber im Markgräflerland war bis zum Vater herab die Heimat der Familie. Nach einem Kaufbrief aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts wohnte schon damals die Familie Gugelmeier in Auggen am Fuße des „Blauen“. Dort hausten die Vorfahren bis zum Großvater, pfl egten ihren Rebberg und trieben ihr Vieh auf die Weiden. Ich schlug das Angebot einer anderen Stadt aus und nahm die Wahl als Bürgermeister der Stadt Lörrach an.

Träger der politischen Strömungen waren damals in Lörrach: Rechtsanwalt Vortisch für die Gesinnungsgenossen Pflügers, die Rechtsstehenden führte Rechtsanwalt Schmidt; Zentrum und Sozialdemokratie waren zahlenmäßig stärker, in Wirklichkeit führten die beiden genannten Personen, die sich aber im übrigen damals scharf bekämpften. Immerhin ließ sachliche Arbeit diesen Gader auf dem Rathaus zeitweilig einschlafen. In der Politik in Land und Reich tobte er sich um so stärker aus.

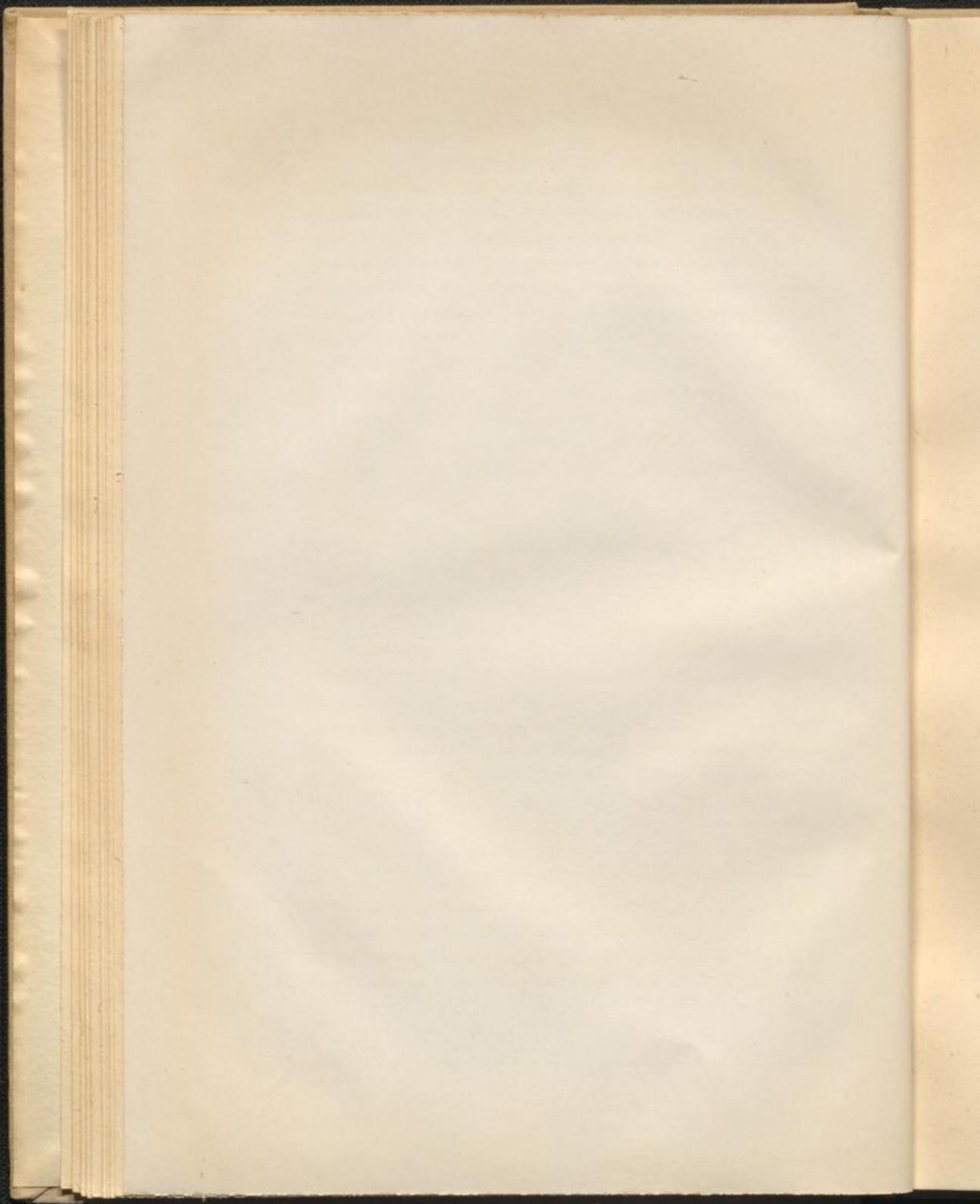
Jede Stadt, ja jedes Dorf hat gewisse vorherrschende Entwicklungstendenzen, die sich aus Raum, Geschichte und Wirtschaft ergeben. Lörrach war seit Markgraf Karl Friedrichs Zeiten, also seit Anfang des 19. Jahrhunderts, von einem ländlichen Marktstücken zu einem lebhaften Industriestädtchen geworden. Die Textilindustrie, die von Basel und Mülhausen in das Tal verpflanzt worden war, trug die Zeichen dieser Verwandtschaften an sich. Aber auch für die Landwirtschaft der Umgebung war die Stadt ein Mittelpunkt. Johann Peter Hebels Poesie wurde nicht nur in der Schule gelehrt, sondern wärmte auch den Alten noch das Herz.

Es war zur wichtigen Aufgabe der neuen Gemeindeverwaltung geworden, die unmittelbare Verbindung mit



Blick ins Wiejental.

Gemälde von Hermann Daur, †



Vasel und zur Schweizer Grenze herzustellen. Die dazwischen liegende Gemeinde Stetten war für die Eingemeindung reif. Die „Altstettener“ hielten zäh an ihrer Selbständigkeit fest. Aber ihr Bürgermeister, ein braver und lebenskluger Mann, sah die Notwendigkeit ein, und es gelang, sein Vertrauen zu erringen. So kam es dann schon im Sommer 1908 zum Zusammenschluß der beiden Gemeinden. Und damit wurde Lörrach Grenzstadt.

Im Rathaus Stetten hingen noch Ölbilder von Maria Theresia und ihrem kaiserlichen Gemahl. Im Gegensatz zu Lörrach, das Altmarkgräfler Besitz und evangelisch war, gehörte Stetten früher zum Hochstift Säckingen und damit zum Saas Österreich und war katholisch. Das alles aber war doch nur „Geschichte“, die nicht aufzuhalten vermochte, daß die beiden Gemeinden fest zusammenwuchsen.

Das „Eingemeindungsfest“ wurde auf dem Schützenhaus gefeiert. Es war eines von den Festen, die darum so harmonisch verliefen, weil dabei alle Unterschiede von Rang und Klasse fielen und bei dem guten Wein des Landes alle sich als Glieder einer Gemeinschaft froh und einig fühlten. Nachts um zwölf Uhr, als kraft Gesetzes die Eingemeindung vollzogen war, schleppten einige junge Burschen einen Grenzstein aufs Schützenhaus und brachten ihn zur allgemeinen Freude in den Saal. Böllerschüsse ertönten so nah und gewaltig, daß der Kalk von den Wänden rieselte. Die neue städtische „Schallkanone“ gab weit ins Tal und in die Schweiz hinein davon Kunde, daß am Rheinknie eine kräftige deutsche Stadt an die Grenze der Eidgenossen gerückt war. —

Feiern anderer Art waren Kaisers und Großherzogs Geburtstag. Die erstere wurde durch ein öffentliches „Bankett“ begangen: Die Gesangsvereine sangen — ihre guten Leistungen waren weithin bekannt und anerkannt. Die ausgezeichnete

Stadtmusik spielte. Der Bürgermeister hielt die Kaiserrede. — Die Großherzogsfeier führte zu einem festlichen Essen die Beamtenschaft im „Hirschen“ zusammen, wobei der Oberamtmann, der nun nach preussischem Vorbild Landrat heißt, die Rede hielt. Die Arbeiterschaft, die zur Regierung in Opposition stand, hielt sich bei beiden Feiern fern. Der Riß, der die Klassen voneinander schied, verhinderte bei vaterländischen Feiern ein Zusammengehen aller. Diesen Gegensatz hat die Monarchie nicht zu überbrücken vermocht. Bei der großen Belastungsprobe des Jahres 1918 wurde das zum Verhängnis. Das Verhältnis der Bevölkerung zum Großherzog allerdings war, wenn man von diesem latenten Gegensatz absieht, aufrichtig und freundlich.

Im Jahre 1907 leitete die Stadt eine Sammlung ein zur Errichtung eines Denkmals für den alemannischen Dichter Johann Peter Hebel. Es gelang, einen Betrag zusammenzubringen, mit dem man etwas anfangen konnte. Auf Grund eines Wettbewerbs wurde der junge Bildhauer Gerstel von Karlsruhe mit der Ausführung des Denkmals beauftragt. Dreißig Jahre später, 1937/38, hat Gerstel, heute Professor an der Hochschule in Berlin, besonders schöne Holzschnitzereien im Saale der Deutschen Girozentrale ausgeführt. In französischer Gefangenschaft hat er während des Krieges kleine Holzstückchen zu Figuren umgeschnitzt und ist dadurch an die Holzschnitzerei gekommen.

Das Lörracher Hebel-Denkmal wurde im Beisein des Großherzogpaares eingeweiht. Er war ein freundlicher Herr, der „junge“ Großherzog, wie seine Gemahlin ein vorzüglicher Charakter. Großherzogin Silda widerstrebte die Äußerlichkeit des Hofischen, und oft wußte sie nicht, was sie mit den ihr vorgestellten, wildfremden, in Demut ersterbenden Menschen anfangen sollte. Um so mehr schätzte man ihr Wesen, wenn

man in enger Gemeinschaft ein wenig wärmer werden und sich mit ihr über andere Dinge als die nur offiziellen unterhalten konnte. Als ich einmal in Nymphenburg mich mit dem alten Kastellan unterhielt, der mich im Schloß herumsführte, erzählte er manches von Fürsten und Höfen. Dabei sagte er, die Großherzogin von Baden sei als junge Prinzessin die gütigste gegenüber den „einfachen Leuten“ gewesen; auch er hätte sie am liebsten gehabt. Er wußte nicht, daß ich Badner war, und um so mehr freute dieses Urteil mein badisches Herz.

Die Verbindung der Stadt mit der Residenz war seit den Sturmjahren von 1848 nicht sehr herzlich gewesen. Die Ausrufung der Stadt als vorläufige Hauptstadt der damaligen deutschen Republik — das sogenannte Reichsgesetzblatt von 1848 ist in Lörrach gedruckt und eine Karität, da nur wenige Nummern erschienen sind — war zwar nicht das Werk der Lörracher, sondern der Zugewanderten aus der nahen Schweiz, in die sich die Rädelsführer nachher auch wieder zurückzogen. Immerhin war, schon wegen des starken politischen Einflusses der Schweizer Ideen, eine gewisse Kühle gegenüber Lörrach beim Hofe zurückgeblieben. Das wollte einer der Bürger dem Großherzog in Erinnerung bringen, indem er nach der Enthüllung des Zebel-Denkmals dem Fürsten sagte, er freue sich, daß „der Kontakt zur Residenz nunmehr wieder hergestellt“ sei. Es wurde im stillen über diesen allzu Offenherzigen weidlich gelacht!

Auch zum benachbarten Basel wurde die Freundnachbarschaft gepflegt. Schon als die Straßenbahn Basel—Riehen eröffnet wurde, gab es in Riehen eine Feier, bei der die hübschen blauweißen Riehener Farben auf Fahnen, Schärpen und Gewändern der Mädchen den Ton angaben. Nachdem Stetten eingemeindet war, konnte man die Fortsetzung der Bahn nach Lörrach betreiben. Das Projekt, wonach die Stadt

bauen, die Basler Straßenbahnverwaltung pachtweise die Linie betreiben sollte, konnte daher weiter verfolgt werden. Dabei mußte die strategische Bahnlinie unterführt und die Staatsstraße mitverlegt, die beiderseitigen Zollmaßnahmen mußten geregelt und eine Reihe ähnlicher Probleme gelöst werden. Das bedeutete: das Recht auf Mitsprechen einer erheblichen Anzahl von Reichs- und Landesbehörden auf deutscher, kantonaler und Bundesbehörden auf Schweizer Seite, und dementsprechend eine Fülle von Verhandlungen. Endlich begann der Bau. Die Straße wurde durch Wegnahme von Vorgärten verbreitert, was an sich schade, aber nicht zu vermeiden war. Es kam auch endlich der Tag, an dem die Straßenbahn zu fahren begann. Das „Tramfest“ war dadurch besonders eindrucksvoll, weil zum erstenmal die Schweizer Behörden bei und mit uns feierten. Mancher wird sich mit Vergnügen an diesen Tag erinnern, der harmonisch verlief und alle Gegensätze wieder einmal überbrückte. Als die Basler spätabends die Stadt verlassen hatten, blieben die Lör-racher im „Hirschen“ noch beisammen, sangen und hielten Reden, Arbeiter, Bürger und Beamte durcheinander in voller Freundschaft. Ich erinnere mich, wie gegen Mitternacht ein Arbeiter, der als besonders radikal galt, auch etwas zum Besten geben wollte und ein Gedicht von David und Goliath auf sagte, wobei er oft vor Lachen nicht weiterkam.

Solche Tage waren nicht ohne fortwirkenden Wert, weil sie zeigten, daß man eben doch zusammengehörte, und daß es sinnlos war, sich in Parteiungen und Lader auseinander zu reden. Darum wird auch hier dieser feste Gedacht, die die Bürgerschaft zusammenführten, indem sie irgendein für die Stadt bedeutendes Ereignis aus dem Alltag heraus hoben. Jedenfalls schien mir, daß diese Seite des städtischen Lebens wichtiger war als die damals üblichen ewigen Zänkereien der

Parteien oder gar der persönliche und Familienhader, die zu schlichten an sich zum täglichen Brot des Bürgermeisters gehörte.

Der einfache Mann hat ein gutes Empfinden für die allgemeine Linie der Politik und für die leitenden Männer und sieht oft klarer als der Intellektuelle. Aber die Einzelheiten des politischen Lebens kann der einzelne meist schwer beurteilen, da ihm die Zusammenhänge fehlen.

Dabei gehorcht er oft mehr dem Gefühl als der Vernunft. Der Markgräfler Bauer z. B., dem doch sicher nach Tradition, Bedürfnis und Instinkt nichts ferner liegen konnte als die marxistische Lehre, wählte mit Vorliebe links, wenn er sich ärgerte, weil er vielleicht gerade von Strafzetteln gehört hatte, die wegen des verbotenen Anbaues von Amerikanerreeben notwendig geworden waren, oder auch nur, weil eine schlechte Weinernte bevorstand. Und der einzelne Arbeiter war sich sicherlich nicht klar über das Wesen der marxistischen Grundsätze, die man ihm vorpredigte. Als einmal bei einer politischen Wahl eine starke Vermehrung der sozialdemokratischen Stimmen eintrat, ging einer der Beglückten in der Nacht nach dem Wahltag nach Hause und öffnete den Hasenstall mit dem Rufe: „Heraus! Jetzt ist Freiheit!“ Am anderen Morgen mußte er seine Stallhasen unter der Geiterkeit der Nachbarn wieder zusammensuchen. —

Es ist nicht richtig, wenn man manchmal hört, das sei in der Schweiz anders. Es mag sein, daß auf dem Lande durch eine jahrhundertelange Schulung dort die politische Bildung ausgeprägter ist. Aber andererseits hatte der Deutsche im letzten Jahrhundert eine reichere Geschichte hinter sich, und der Zug ins Große, der durch Bismarcks Reich jedem ins Blut kam, unterschied die Menschen hüben und drüben sehr deutlich. Schweizer Fabrikanten, die in Deutschland und in

der Schweiz Fabriken hatten, sagten mir vor und nach dem Krieg wiederholt, daß sie den deutschen Arbeiter besonders schätzten, weil er nicht kleinlich und durch den Militärdienst an straffe Arbeitsweise gewöhnt sei. Das Hinüber und Herüber verwischte allerdings diese Unterschiede und glich manches aus. Auffallenderweise war das mit dem benachbarten Elfaß, trotzdem es doch damals deutsches Land war und Alemannen hüben und drüben wohnten, weniger der Fall. Die Elsäßer waren dem Markgräfler oft fremder als z. B. die Leute aus Basel-Land.

Die Basler Fasnacht, die jeweils eine Woche nach der deutschen vor sich geht, vereinigte nicht nur die Schweizer Alemannen aus Basel und Umgebung zu ungebundenem Treiben; auch aus der badischen und elsässischen Nachbarschaft fanden sich zahlreiche Besucher ein. Hier merkte man erst recht den Unterschied zwischen rechts- und linksrheinischen Alemannen an Kostüm, Sprache, Ausdrücken und Witz. Zwischen „Schwob“ und „Waggis“ war der Gegensatz ebenso groß wie der zwischen beiden und dem Basler. —

Einige Jahre vor dem Krieg vertieften sich die Gegensätze zwischen Arbeitern und Bürgern durch eine anfangs kaum merkliche, dann aber immer deutlicher werdende Verteuerung der Lebenshaltung. Der Wein wurde teurer, Fleisch und Fett stiegen im Preis. Der einfache Mann schob das dem „Kapitalismus“ in die Schuhe, und die politische Agitation trieb die Gewerkschaften in Streiks und Aussperrungen. In Rheinfelden wurde die Heranziehung von Militär nötig, um eines Streikes Herr zu werden. Es gab Schießereien, Haß und Bitterkeit. Kaum aber wurde jemandem bewußt, daß sich tiefgreifende Veränderungen weltwirtschaftlicher Art in diesen Preisverschiebungen ausprägten, daß eine Minderung des Goldwertes die Warenpreise in die Höhe trieb und daß die

Zunahme des Reichtums in gleicher Richtung wirkte. Wer diese Erscheinungen und ihre sozialen und politischen Auswirkungen genauer beobachtete, glaubte, ein unterirdisches Grollen zu vernehmen. Friedrich Naumann, damals viel gelesen und bewundert, sprach von dem unheimlichen, dunklen Meer der Industriearbeiter und von dem Sturm, der dieses Meer zu vernichtendem Wellenschlag aufwühlen könne. Sein Traum vom „sozialen Kaisertum“ faszinierte vor allem die Jugend. Daß dieses aber wirklich ein Mittel sei, um den Ausweg aus der Wirrnis zu bahnen, schien den Älteren zweifelhaft. Deutschland war mit einer unwiderstehlichen Gewalt in die Weltwirtschaft eingedrungen, zu immer stärkeren Stellungen in allen Teilen der Welt gelangt! Man sah die weltpolitische Schwäche dieses Gebäudes und fühlte, daß ungehemmter Hochkapitalismus und ungezügelter Hochindustrialisierung die gesunden Grundlagen der Volksgemeinschaft gefährden könnten, fand aber kein brauchbares Mittel, diesen Gefahren wirksam zu begegnen.